

Zu Franckes Stiftungen (1867-75)

Alumnats-Erinnerungen
eines alten Lateiners



Berlin - München
Druck und Verlag von R. Oldenbourg
1915

Alumnatserinnerungen.

Von einem alten Lateiner.

Das Leben gleicht einer Bergfahrt: die Aussichten, die es bietet, liegen immer hinter einem. Je weiter man kommt und je älter man wird, desto häufiger schaut man zurück, um sich zu erholen, um sein Leben zu verstehen, um sich Mut einzusprechen: »Na, noch ein Stückchen!« Und hat man das Reiseziel erreicht und das Ergebnis seines Lebens vor Augen und in Händen, so schweifen die Gedanken und machen Rast bei der Frage: von wo bist du ausgegangen? Die Wanderfahrt begann, als der Knabe das elterliche Haus verließ.

Lehrjahre sind keine Herrenjahre, und wer ihrer gedenkt, der wird's nicht immer mit Freuden tun, sondern oft mit Seufzen, besonders wenn sie gleichsam darauf angelegt gewesen waren, schon vom Knaben Anerkennung, wenn auch nicht Verständnis des *Ὁ μὲν δαρεῖς ἀνθρώπος οὐ παιδεύεται* zu verlangen. Die Erinnerung schwelgt mehr in Gefühlen, und so erklärt sich's psychologisch, daß die übeln Eindrücke, als die stärker empfundenen, fester haften und leichter wieder bewußt werden. Der gerecht abwägende Verstand aber muß dann urteilen, damit das *δαρεῖς* nicht die Obmacht gewinne über das *παιδευθεῖς*. Wer vor 40 bis 50 Jahren Insasse der Franckeschen Stiftungen in Halle gewesen, der weiß, daß noch ein anderer griechischer Denkspruch unsere »Buden« zierte, der nämlich: *τῆς ἀρετῆς ἰδρῶτα θεοὶ προπάροισιν ἔθηναν*. Manche freilich betrachten jegliche Anstrengung als »Schinderei«. Jeder Mensch wird, was er ist; daß er es aber so wird, tun die Lehrjahre. Sie bestimmen die Marschroute des Lebenswanderers und geben ihm die Ausrüstung mit.

Es gibt Leute, die auf die Frage, was sie der Schule verdanken, geniestolz antworten: »Nichts«. Es gibt andere, weniger geniale, die sagen: »Alles«. Nennt man diese die Erzogenen, so versteht man das »ungezogene« Urteil jener.

Wenn ich nun Alumnatserinnerungen niederschreibe — gleichgültig, aus welcher Veranlassung —, so wird mir das Gefühl der Pietät die Feder führen,

und ich hoffe, daß durch eingestreute oder vom Leser selbst anzustellende Betrachtungen auch die praktische Pädagogik einen Gewinn davontragen wird.

I. Noviz.

Für Pfarrer- und Lehrersöhne aus der Nähe von Halle gab es dazumal in betreff der höheren Schule keine Wahl: die Franckeschen Stiftungen, im Volksmunde kurz das Waisenhaus in Halle genannt, kamen allein in Frage. Der Pensionspreis war niedrig, dazu gab's reichlich Benefizien, so daß von zwei oder drei Brüdern leicht einer »alles frei« erhalten konnte. Darauf mußte mein Vater, der Volksschullehrer war, rechnen, als er seine beiden Ältesten zur Aufnahmeprüfung vorstellte. Wir hatten ein Jahr lang bei einem Kollegen meines Vaters im Nachbardorfe lateinischen und französischen Privatunterricht genossen, ein bißchen viel auf einmal, und viel wird dabei nicht herausgekommen sein. Ich glaube, unser Wissen und Verstand war noch recht sehr mit Finsternis umhüllt und bestand im wesentlichen nur aus »Vokabeln«. Die Aufnahmeprüfung fiel nicht gerade glänzend aus. Die Quinta ward uns verschlossen, mein älterer Bruder bestand mit seinem lateinischen Skriptum für Obersexta, und er bestand zugleich für mich mit, der ich nichts weiter zu Papiere gebracht hatte, als zahllose Tränen. So hatten wir denn beide wenigstens die unterste Klasse übersprungen. Die lateinische Hauptschule der Franckeschen Stiftungen, die Latina, wie sie hieß, bestand derzeit aus 12 Klassen, indem jede der herkömmlichen sechs von Sexta bis Prima in Unter- und Oberstufe zerlegt war und alle halbe Jahre versetzt wurde. Die sechs unteren Klassen waren halbjährig, die sechs oberen ganzjährig; doch bestand die Möglichkeit, auch die beiden Tertien im Halbjahrskursus durchzumachen. Wann diese Einrichtung aufgehoben worden ist, weiß ich nicht mehr; ich glaube, es geschah nach dem Deutsch-Französischen Kriege. Dem Fortschreiten der Schüler war sie jedenfalls förderlich, wenigstens in den unteren Klassen. Es durfte kein Sommersemester verbummelt werden, wie es heute wohl vorkommt in der mitunter trügerischen Hoffnung, das Versäumte im Winter nachholen zu können; und meiner Erinnerung nach ist die Anzahl der »Remanenten« auch immer äußerst gering gewesen. Die Tertien aber in der Hälfte der gesetzten Zeit durchlaufen zu dürfen, das war eine gerechte Rücksichtnahme auf Fleiß und Begabung, deren die alte Zeit sich rühmen konnte. Den Lehrern freilich mögen die halbjährigen Versetzungen viel Unbequemlichkeit verursacht haben, und wenn ich daran denke, daß unser treuer Direktor jede Klasse in den Hauptfächern selbst prüfte, so muß ich erstaunen über das Maß seiner Arbeitsleistung. Zu vermuten ist allerdings, daß damals weniger Kilo beschriebenen Papierses an die vorgesetzten Behörden geliefert wurden.

Nachdem die Aufnahmeprüfung erledigt war, bezogen wir unser Quartier in der Pensionsanstalt der Franckeschen Stiftungen. Darüber mag nun einiges

gesagt werden. Die »Stiftungen« bilden ein langgestrecktes Rechteck fünfstöckiger Gebäude, die den sog. Vorderhof einschließen. An der Stirnseite des Rechtecks stand das Hauptgebäude mit dem vom »Schnapper« bewachten Eingang, zu welchem man über die große Freitreppe gelangt. Ich nenne es das Hauptgebäude, weil es die Latina enthielt und hoch oben unter dem Dachfirst das Bild eines Adlers mit A. H. Franckes Wahlspruch trägt: »Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler«. Außerdem beherbergte es rechts und links vom Eingang die Buchhandlung und die Apotheke. Die Längsseiten des Vorderhofes nehmen je zwei lange Gebäude ein: links »Orphanage« und Pensionsanstalt, rechts im ersten Speisesaal und großer Versammlungssaal, im andern Cansteinsche Bibelanstalt und Hauptbibliothek nebst Mädchenschule. Die Längsrichtung ist westöstlich. Die Ostseite des Rechtecks schließt das Direktorialgebäude ab, vor dem das Denkmal des Stifters in den Vorderhof hinabblickt und hinter dem das Pädagogium in der Achsenrichtung die Reihe der großen Gebäude fortsetzt und beschließt.

Die Stube (im Schülerjargon: Bude), in der wir nun, von Eltern und Geschwistern getrennt, unser Novizenleben beginnen sollten, lag im 3. Eingang eine Treppe hoch nach hinten hinaus und hatte die Nummer 1, war aber in keiner Hinsicht Nummer Eins, sondern die schlechteste von allen. Kein Sonnenstrahl fiel je hinein, die Fenster schauten auf Hinterhof und Abortgebäude, und es roch da nicht nach Bisam. Man vergegenwärtige sich dazu, daß auf dem Hinterhofe noch der mittelalterliche Bursenschreck: »Köpfe weg!« erscholl und seine besonders unangenehme Bedeutung hatte. Dazu war die Stube, über unheizbarem Kellerraum gelegen, fußkalt, im Winter das reine Sibirien. Ich habe das Unglück gehabt, während meiner neunjährigen Schulzeit wiederholt in dieses Quartier gesteckt zu werden, habe überhaupt nie auf der Sonnenseite des Hauses gewohnt, und unbeschreiblich ist, was ich da gefroren habe. Ich kann nicht anders als annehmen, daß hier der Grund gelegt worden ist zu dem chronischen Gehörleiden, das die Plage meines Lebens werden sollte. Selbst die Gasbeleuchtung, die sonst wohl zur Erhöhung der Zimmertemperatur beiträgt, versagte hier gerade dann, wenn sie am nötigsten war; denn bei strengem Frost »fror das Gas ein«, wie der Kalfaktor sagte, und genügte nicht einmal als Lichtquelle.

Also im 3. Eingang Nr. 1 hub unser Schülerdasein an. Die feierliche Aufnahme vollzog der Rektor der Latina und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen Theodor Adler im allgemeinen Versammlungssaale am Tage des Schulbeginns, indem wir Novizen samt und sonders in seine Hand das Gelübde ablegen mußten: »Ich verspreche mit Gottes Hilfe zu sein: fromm, fleißig und gehorsam«. Adler verstand es, den Akt besonders eindrucksvoll zu gestalten, und jedesmal, wenn er sich im versammelten Cötus wiederholte, waren die älteren Schüler veranlaßt, das Gelübde im stillen von neuem mit-

zusprechen. Wie weit ihm in seiner Dreiheit nachgelebt wurde, wird sich weiterhin zeigen.

Ich muß hier aber noch einer anderen, weniger feierlichen Einweihung der Novizen gedenken, die durch ihre Kameraden von der »Bude« über sie verhängt wurde und die vielleicht das Monstrestück war von den Resten des Pennalismus, den die Niemeyersche Aufklärungsperiode überliefert hatte. Schauplatz war der grasbewachsene, mit schattigen Kastanien umsäumte Feldgarten, der allgemeine Spiel- und Turnplatz der Budenschüler und der Orphani. Die Prozedur ging so vor sich, daß ältere Schüler den Novizen niederwarfen und ihm den Mund mit Gras füllten. Wer die Kiefer nicht gutwillig öffnete, dem wurde die Nase zugehalten, bis er luftschnappend sich in sein Schicksal ergab. Man nannte das »stopfen«, und der Neuling war vor einer Wiederholung erst dann gesichert, wenn die Frage: »Ist N. N. schon gestopft?« keinem Zweifel mehr begegnete. Über den Sinn dieser symbolischen Handlung reflektierte man nicht. Es war zweifellos noch ein Erbstück aus den längst vergangenen Zeiten der akademischen Deposition, die mittels einer Reihe grotesker Mißhandlungen den Pennäler zum Studenten erhob. Im Feldgarten aber wurde der scheue Dorfjunge erst in den erhabenen Stand des »Pennälers« übergeführt und war nun kein Fremdling mehr unter den Genossen. Freilich gehörte noch viel Tapferkeit und Aufmerksamkeit dazu, bis der Novize sich in Geist und Leben dieses Schülerstaates mit seinen mannigfaltigen geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen eingewöhnt hatte. Denn vorerst mußte er »pudeln«.

II. Pud el.

Die Stubengenossenschaft setzte sich aus neun Schülern aller Klassen zusammen. An der Spitze stand der Senior, gewöhnlich ein Primaner, es folgte der Subsenior, ein Sekundaner, dann kamen zwei Mittlere, Tertianer, die »noch nichts zu sagen hatten«, und endlich »die Pudel« aus den Klassen Quarta, Quinta, Sexta; alles nach Rang und Würden. Die Pudel hatten Dienst, der reiheum ging und wöchentlich wechselte. Zwei Ämter bestanden, die sich im Kustosdienst und im eigentlichen Pudeldienst erschöpften. Dem Kustos lag die Ordnung in Stube und Kammer ob, der Pudel stand zu persönlichen Dienstleistungen, namentlich Botengängen, für Senior und Subsenior zur Verfügung; auch die Tertianer nahmen seine Dienste in Anspruch, jedoch war deren Autorität nicht ganz unbestritten und wurde häufig nur durch physisches Übergewicht unter sträflicher Duldung des Seniors erzwungen.

Verantwortlich und erziehlich wirksam war allein das Kustosamt. Zu seinem Verständnis gehört eine Kenntnis der Budeneinrichtung. Die Pensionsanstalt¹⁾ hatte sechs Eingänge, d. h. Treppenaufgänge. Im 3., 4. und 5. Ein-

¹⁾ Auch als Ganzes »Bude« geheißen; daher »Budenschüler«, »er wohnt auf der Bude«. Offiziell hießen wir auf der Latina Hausschüler im Unterschiede von den Stadtschülern.

gang befanden sich die Schülerwohnungen, auf jedem der vier oder fünf Treppentritte oder »Korridore« rechts und links je zwei Stuben mit gemeinsamem Schlafsaal und gemeinsamem Kachelofen, der vom Korridor aus geheizt wurde. Das Mobiliar war höchst einfach. Gestellt wurde von seiten der Anstalt nur ein langer Arbeitstisch, eine Bank für die Pudel, fünf Brettstühle, ein Schrank mit sechs verschließbaren und zwei offenen Fächern, ein dazu gehöriger dreistufiger Tritt und der sog. Kustoskasten, der, unter das Tischende geschoben, zur Aufnahme der Abfälle diente und auch den steinernen Wasserkrug, die sog. »Lase«, in sich barg. Dazu beschafften sich nun die Schüler der mittleren und oberen Klassen auf eigene Kosten Pulte, mit denen der »Bediente«, eine Amtsperson, die wir noch kennen lernen werden, Althandel betrieb. Sie vererbten sich durch Wiederverkauf von einer Generation auf die andere und waren zum Teil schon von ziemlich fragwürdiger Beschaffenheit, so daß ich mich erinnern kann, wie einer der Schüler sein Möbel zerbrach und in den Ofen steckte. Die »Kammer« enthielt die für jede Stube nötige Anzahl eiserner Bettstellen mit Seegrasmatratze, Kleiderschrank und Waschtisch. Für Bett und Wäsche hatte jeder Schüler selbst zu sorgen.

Was nun das Kustosamt besonders schwer machte, war die Wasserbeschaffung. In meiner Pudelzeit gab's noch keine Wasserleitung, die in die Wohnungen führte. Es mußte alles Wasser, dessen wir zum Waschen und Trinken bedurften, von dem einzigen Laufbrunnen, der sich auf dem Vorderhofe befand, heraufgeholt werden. Das war für die kleinen Burschen ein saures Stück Arbeit. Im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr schon standen sie in langer Reihe am Brunnen, in jeder Hand eine Lase, die etwa einen halben Eimer Wasser faßte. Sechs solcher Lasen, das war der Wasserbedarf des Morgens, und was tagsüber benötigt wurde, mußte zu gelegenen Stunden angeschafft werden. Nicht selten, besonders im Winter, glitt ein Wasserträger mit seiner Last aus und verschüttete nicht bloß das Wasser, sondern zerbrach auch noch die Krüge, für die er Ersatz leisten mußte. Es war herkömmlich, daß die Pudel für Lasen und Waschbecken, beides irdenes Geschirr, zu sorgen hatten, die Anstalt lieferte sie nicht, und Aufgabe des Kustos war es, den Bestand zu erhalten. Mir unerfahrenem Novizen begegnete gleich im ersten Sommer der Verlust sämtlicher Lasen. Eines frühen Morgens nämlich war der Orkus des Hinterhofs aus unbekannter Ursache in Brand geraten. »Lasen heraus!« hieß es da, die Schüler bildeten eine Doppelkette vom Brunnen durch den 3. Eingang hindurch zur Brandstelle und reichten die vollen und leeren Krüge von Hand zu Hand hin und zurück. Und als nun das Feuer gedämpft, die Löschmannschaft abgerückt war, da stand ich da mit leeren Händen und mußte die Kosten der sechs verlorenen Lasen dem Vater auf Rechnung setzen. »Da kann ich dir nicht helfen, mein Sohn, du mußt eben aufpassen« — so lautete die Antwort unseres Rechnungsführers, des Inspektors Beschnidt, dem ich meine Not klagte. Und Aufpassen! so erscholl es noch bei anderer Gelegenheit aus

dem Munde des Seniors, als er den Stock über mich schwang, weil ich »den Eimer hatte überlaufen lassen«. Nämlich unter dem Waschtisch standen zwei Blecheimer für die Aufnahme des verbrauchten Wassers, Sache des Kustos war es, den gefüllten Eimer rechtzeitig vom Ausfluß des Waschtisches abzurücken und den leeren unterzuschieben. Ansonsten gab's in der Kammer eine Überschwemmung, für deren Beseitigung der »Bettfrau« auch noch eine vom Taschengelde abzuziehende Gebühr zustand.

Die Schilderung dieser Kleinigkeiten gehört zur Beschreibung des Alumnatslebens. Man erkennt daran, wie der Schülerstaat seine Bürger zur Ordnung, Pünktlichkeit und Sauberkeit erzog. Als weitere Obliegenheiten des Kustos sind zu nennen: das Abfegen des Tisches vor Beginn der Arbeitsstunden, das Anzünden der Gaslampen, das Aufräumen des Fußbodens, wozu auch die Reihenstellung des Schuhwerks am Ofen gehörte.

Der Pudeldienst war weniger bestimmt geregelt. Wer die Woche hatte, mußte früh, mittags und abends bei den »Großen« herumgehen mit der Frage: »Wollen Sie was aus dem Eingang?« Nur der Eingeweihte weiß, was diese Worte in sich bergen; sie rollen das ganze Thema der B e k ö s t i g u n g auf. Sehen wir also zu, was in den Franckeschen Stiftungen an Kost gewährt wurde!

Die modernen Gesundheitsapostel, insonderheit die Vegetarier strenger Observanz, behaupten, daß zwei Mahlzeiten des Tages genügen. So weit waren wir in Halle schon vor 40 und mehr Jahren. Wenigstens mit den zwei Mahlzeiten, und wenn jede derselben nach Menge und Güte des Gebotenen genügt hätte, so wären wir wohl befriedigt gewesen. Aber — zunächst war's zu beklagen, daß die Anstalt die Beköstigung der Schüler an einen Speisewirt verdingen hatte. Das war wohl früher in Internaten allgemein üblich, als noch über der Pflege des Geistigen die Pflege des Körperlichen gering geachtet wurde. Auf der Hand liegt aber, daß der Unternehmer dabei seinen Gewinn gesucht und den Bespeisten mehr als genug Anlaß gegeben hat, ihn zu verwünschen. Dazu kam, daß man damals von einer rationellen Ernährungstheorie noch weit entfernt war. Heute sind wenigstens Ansätze dazu vorhanden, wenn auch die Genußsucht des Zeitalters mit der Einsicht im Widerstreit liegt. Aber besser ist es doch wohl geworden mit der Ernährung der Jugend in den Erziehungsanstalten, nachdem man sie in eigene Regie genommen, wenn auch noch manches zu wünschen übrig bleibt und reizlose Kost, verbunden mit Tabak- und Alkoholenthaltsamkeit, noch nicht überall zur Grundlage der physischen Erziehung gemacht werden. In diesem Punkte beginnen aber die Lietzchen Landerziehungsheime vorbildlich zu wirken.

Wir erhielten also nur Mittag- und Abendkost. Als ich die Anstalt bezog, bestand noch der Unterschied zwischen erstem und zweitem Tisch; an jenem wurde zu etwas höherem Preise besser gespeist als an diesem. Ich will es nun nicht als eine Folge der sozialistischen Bewegung, die eben ihre Führer in den

norddeutschen Bundestag befördert hatte, sondern als eine sehr einfache pädagogische Einsicht der Direktion bezeichnen, daß diese den Geldbeutel verehrende Tischdifferenzierung noch in den 60er Jahren abgestellt wurde. Es gab in den Franckeschen Stiftungen derzeit manches zu ändern, und zu diesem Zwecke war, wie man in L. Wieses Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen nachlesen kann, die Erbfolgetradition der Leitung einmal unterbrochen worden. Kramer und Adler, die neuen Direktoren, hatten alle Hände voll zu tun, um alte Übelstände zu beseitigen und die etwas heruntergewirtschafteten Anstalten wieder in die Höhe zu bringen. Es gab also seit 1868 nur noch einen gemeinsamen Tisch für alle Waisenknaben und Pensionäre; er übertraf ja wohl den früheren zweiten Tisch etwas, wenn auch nicht viel. Ich glaube, daß Quantität und Qualität der Speisen dieselben blieben, nur daß jetzt statt an zweien an vier Wochentagen zu Mittag Fleisch gegeben wurde. Wobei mir nicht in den Sinn kommt, dies einen Vorzug und Fortschritt zu benennen, wie ich es denn ebensowenig beklagen als vielmehr gutheißen will, daß auf dem Abendtisch niemals ein Fleischgericht erschien. Aber alles in allem genommen — es langte nicht hin. Gespeist wurde an 30 Tafeln zu 4 Schüsseln mit je 4 Mann von zinnernen Tellern; jeder Schüler empfangt seine abgemessene Portion an Fleisch und Brot. Das Fleisch war Sonntags fast regelmäßig Kalbsbraten, in jeder Schüssel vier Scheibchen, die in einer schon erkaltenden braunen Tunke lagen. Dazu gab's wenig Backpflaumen und keine Kartoffeln. Das Unzulängliche, hier ward's Ereignis. Die Jungen, die zwei Stunden lang in der Glauchaischen Kirche gefroren hatten, verlangten nach etwas »Defterem«, wie der Westfale sagt. Dienstags und Donnerstags gab's in der Regel Rindfleisch mit Reis oder Graupen zusammengekocht, in jeder Schüssel die gleichmäßig abgeteilten vier Fleischstückchen. Woher unser Speisewirt übrigens dies Fleisch bezog, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur seines eigentümlich irisierenden Aussehens, so daß wir den Perlmutterglanz oft erst mit der Nase probierten. Indes da war nun kein Tadel, vielleicht handelte es sich um ausgekochtes Suppenfleisch, von welchem die Brühe anderswohin geflossen war als in unsere Schüsseln. Der vierte Fleischtag, der Sonnabend, brachte uns meist Linsen mit Speck oder, wenn der Speisewirt tags vorher geschlachtet hatte, mit frischer Wurst. Sonst aber empfangen wir nichts von den Kadavern der Borstentiere, obwohl wir uns um ihre Mästung durch eigene Hungerleiderei verdient gemacht hatten. Denn das Montagsgeschicht, das jahraus, jahrein auf den Tisch getragen und unberührt wieder abgetragen wurde, wanderte vermutlich regelmäßig in die Tröge: was sollte sonst damit geschehen sein?

Und woraus bestand es? Es waren weiße Bohnen, ziemlich dick eingekocht, mit braunem Mehl und einigen mikroskopischen Speckgrieben, von säuerlichem Geschmack. Diese »sauren Bohnen«, wie wir sie hießen, wurden einmütig abgelehnt, und es ist mir heute noch rätselhaft, daß sie uns trotzdem immer wieder vorgesetzt wurden und uns 9 Jahre lang den Montag zum Fasttag